

Im Frühlinge.

Vom Heimateifel Eduard.

Auch sag' ich euch, 's ist alles heilig jetzt!
Und wer im Blühen einen Baum verlegt,
Der schneidet ein wie in ein Mutterherz;
Und wer sich eine Blume pflückt zum Scherz
Und sie dann von sich schleudert sorgenlos,
Der reißt ein Kind von seiner Mutter Schoß.
Wer einem Vogel jetzt die Freiheit raubt,
Versündigt sich an eines Sängers Haupt;
Und wer im Frühling bitter ist und hart,
Vergeht sich gegen Gott, der sichtbar ward.

Anfchr. d. Verf.: Oberl. Ed. Böhs, M.-Rothmühl.

Liebe Leser!

Wenn immer ihr Gelegenheit habt
**zeigt unser Heimatblatt den
Beamten des Forstdienstes,**

den Förstern, den Hegern, Waldaufsehern usw. Ohne Mitarbeit dieser Standesgruppe könnte die Flurnamensammlung nie annähernd vollständig werden. Zeigt ihnen darum zumindest den Aufruf zur Flurnamensammlung in diesem Hefte.

Bühne der Heimat.

60 Jahre an der Hobelbank.

Ein seltenes Jubiläum der Arbeit feiert dieser Tage der in Fachkreisen allgemein geschätzte und geachtete Tischlermeister und Mühlenbauer Norbert Frischer, Heiligenstädterstraße 54. In Wiesenberg in Nordmähren geboren, sollte Frischer ursprünglich Förster werden, entschloß sich aber schließlich, da die Mittel nicht ausreichten, zum Tischlerberuf. Seit sechs Jahrzehnten steht nun dieser Veteran der Arbeit an der Hobelbank. Im Jahre 1905 schon feierte Meister Frischer die 25. Wiederkehr seines Eintrittes bei der Mühlenbauanstalt Hoerde & Co., Laborstraße 75, machte sich aber im Jahre 1909 dann selbstständig. Dem Jubilar, der als Meister seines Faches gilt und sich trotz seiner 75 Jahre der besten Gesundheit erfreut, wurden anlässlich seines Jubiläums mannigfache Ehrungen zuteil.

Aus „Das kleine Volksblatt“, Wien.

Wie ich zum ersten Mal Schönberg besuchte.

Von Franz Ebiel.

In unserem Ausgedinghaus wohnte der alte Schön Dominik, der gerne eine Pfeife Tabak rauchte. Wir nannten ihn kurz Dominik und hielten uns gerne bei ihm auf, da er viel zu erzählen wußte. Ich holte ihm oft einen Tabak aus dem Gasthause; dafür versprach er mir, daß er mich einmal nach Schönberg mitnehmen werde. Ich war fünf Jahre alt und hatte noch nie das Vergnügen gehabt, die Stadt genau zu betrachten. Von unserem Feldwege sah ich ja die rauchenden Schote, die vielen Häuser, den Kirch- und Rathausurm und die Kasernen, doch war die Entfernung eine große. Jetzt sollte ich die Stadt betreten dürfen; der alte Dominik wollte mir viel zeigen, was man in Frankstadt nicht sehen konnte. Ich freute mich, als er mir eines Tages sagte, daß ich mich morgen in der Früh bei ihm einfinden müsse, er werde sein Versprechen einlösen. Ich richtete meine Sachen her, putzte die Schuhe, wickelte ein großes Stück Butterbrot in ein Tüchel ein, das war das Mittagessen, dann legte ich mich mit den Hühnern zu Bett, damit ich ja nicht verschlafe. Für mich war ja dieser Besuch der Stadt ein Weltereignis. Die Mutter weckte mich um 5 Uhr auf und um halb sechs stand ich beim Hofstor. Das Brotpinkerl hatte ich unter dem Arm, zwei Kreuzer waren mein Reisegeld, ein ausgiebiges Frühstück hatte den Magen befriedigt, jetzt ging es in die unbekannte Ferne. Der Dominik erschien auch bald und wir beide pilgerten gemütlich auf der Dorfstraße dahin. Bis zur Tonwarenfabrik des Herrn Budil war mir alles gut bekannt. Den Weg war ich oft gegangen, aber weiter noch nicht. Zum ersten Mal kam ich in die Blötisch, sah hier die kleinen Häuser, das alte niedrige Gasthaus, in dem jeden Sonntag eine Tanzmusik für die Knechte und Dienstmägde abgehalten wurde, wobei eine Ziehharmonika das Orchester bildete. Auf dem Dammweg staunte ich über die großen Felder der Gutsherrschaft, das Rabenseifenwasser grüßte ich wie einen guten Bekannten; auf der alten Holzbrücke, die

über die Teß führte, blieb ich stehen und schaute hinab in das helle Wasser. Das war etwas anderes als unser Ortsbach. Ich konnte es nicht unterlassen, einen Stein von der Straße hinabzuwerfen in die vorbeieilenden Wellen, die noch ganz im dunklen Schatten der Morgensonne lagen. In der Schreiber-Bleiche ging es schon lebhaft zu. Die Räder sausten, die Leute standen bei den Kesseln und rührten, andere trugen Garn und Leinwand herbei; das alles bemerkte ich, als ich beim offenen Fenster in das Innere der Fabrik hineinguckte. Die Umgebung dieser Bleiche verdiente damals mit vollem Rechte die Bezeichnung „Klein Benedig“. Der große Schenkhofsteich, der breite Mühlgraben, die zwei Brettsägen mit ihren mächtigen Wasserrädern, der schmale Fußweg, der über mehrere Holzbrücken führte — das alles ist heute teilweise verschwunden. Das Arbeitshaus stand schon. Der Bahnhof war recht klein, ein paar Geleise, neben denen die Straße von dem Schranken sofort zum Bahnhofgebäude führte. Die Bahnstraße wies nur einige Häuser auf, sonst gab es da leere Plätze und Wiesen.

Wir bogen von dieser Straße seitwärts ab und gelangten zum Paulinenhof. Hier war unser Dominik Gärtner. Bevor er an seine Arbeit ging, führte er mich im Hof umher, zeigte mir die Stallungen, die Maschinen, die Mistbeete, das Glashaus und den großen Park mit den vielen Blumen, Bäumen und Sträuchern. Die Wege waren mit einem gelben Sand bestreut; das alles kam mir wie ein Märchenland vor und ich blieb stets in unmittelbarer Nähe meines fürsorglichen Alten, der verschiedene Arbeiten zu verrichten hatte. Ich half auch ein wenig mit, zupfte Unkraut aus den Beeten, begoß die Blumen, holte den Rechen und andere Geräte herbei, die gerade gebraucht wurden.

Dabei stellte sich der Hunger ein und ich nahm mein „Brotpinkel“ und aß. Rede Spazier flogen herbei, denen ich einige Stücklein zuwarf, um die sie sich raufen. Als es zwölf Uhr läutete, wanderten wir beide in die Stadt. Die Schillerstraße hatte noch recht einfache Häuser. An Stelle des Vereinshauses stand noch der alte Meierhof; ich glaube, es war der Terschhof. Der gute Dominik

führte mich an der Hand, weil ich meine Augen für die Auslagen benötigte und nicht für den Weg. Er zeigte mir das alte Schloß, erzählte mir von der Kanonenkugel, von den Schweden, von den Geistern, die im Schloß umgehen und von der alten Stadtmauer. Dabei kamen wir zum Rathaus. Es war ein altertümliches Gebäude und fügte sich recht gut in das Bild des alten Marktplazes. Vor den Geschäftshäusern saßen die Männer, rauchten ihre Pfeife und lasen die Zeitung. Drehorgeln werkten die Schlager jener Zeit, Hunde heulten, Kinder sprangen umher oder trieben ihr Rigerl, Krämer packten ihren Stand zusammen, Straßenteiler saßen bei der Pestsäule und verzehrten ihr Mittagbrot und die liebe Sonne brannte heiß auf das Pflaster. Auf dem Rückweg kaufte ich mir eine Semmel, die ich sogleich verzehrte. Müde war ich und schläfrig, so daß mir der Dominik auf einer Gartenbank ein Lager herrichtete, damit ich hier schlase. Er ging wieder an seine Arbeit und ich schlief auf der harten Bank besser als daheim im Bett. Plötzlich wurde ich munter und blickte erstaunt umher. Ich vergaß ganz, daß ich im Paulinenhof war und fing an, bitterlich zu weinen. Da erschien ein fremder Herr, es war der verstorbene Chiari, der mich zu den Arbeitern brachte. Da beruhigte ich mich wieder. Der Dominik führte mich zu dem eisernen Gartenzaun neben der Schillerstraße, wo ich mir das Stadtleben genau anschauen konnte. Hier herrschte ein Leben und Treiben: Weber kamen vom Bahnhof und schleppten ihre Leinwand auf dem Rücken. Fiaker fuhren flink und schnell dahin, Soldaten zogen einen Wagen voll Brot in die Stadt, Kohlenwagen rollten langsam von der Bahn, Fußgänger schritten an mir vorbei, die Radfahrer hatten es eilig, Kinder liefen umher. Damals gab es noch keinen Prachtbau von einem Gymnasium. Da stand dort eine alte Scheune, angefüllt mit landwirtschaftlichen Maschinen, daneben eine Krämerbude und am Straßenrande bemerkte ich eine Reihe hoher Pappeln. Zwischen der Scheune und dem Bräuhaus lag eine feuchte Wiese. Die protestantische Kirche war viel kleiner als der jetzige Bau. Der Ausblick auf die Felder war frei.

Plötzlich wurde ich in meiner Ruhe gestört. Der Dominik kam und sagte: „Feierabend ist es, wir gehen heim.“ Ich verließ meinen Ausguck, holte mein Brotstück und wir wanderten nach Frankstadt. 40 Jahre sind seither vergangen. Die Stadt Schönberg hat sich stark verändert. Viele, viele Häuser wurden erbaut, alte niedergerissen, neue Straßen entstanden, nach allen Richtungen hin wuchs die Stadt, die Entfernung der umliegenden Ortschaften wird immer kleiner, der Verkehr hat auch das Straßenbild verändert. Der Kraftwagen kommt zur Geltung. Das Gemütliche und Ruhige macht den Hasten und Drängen Platz und die Vergangenheit unserer Stadt lebt nur mehr in der Erinnerung und in Bildern, die man im Museum sehen kann.

Anschr. d. Verf.: Oberl. in Pönsdorf 625, B.-Post.

Schuldchronik der Volksschule zu Frankstadt.

Berfaßt vom † Oberlehrer Franz Schwarzer?

(Fortsetzung.)

Die Wahrscheinlichkeit der Gründung Frankstadts durch Bergleute wird noch vergrößert durch den allgem. Volksglauben, daß in unserer nächsten Nähe im Frankstädter Walde bei der („Gänseichin Schacht“) und beim Walchloch auf Erze gegraben wurde. Nach anderen allerdings nur mehr wenig bekannten Sagen soll sogar die erste Anlage des Ortes beim sogenannten Haag oder im sogenannten Sigelwinkel gewesen sein.

Zu letzterer Annahme dürfte der Umstand geführt haben, daß unterhalb des Wallchloches ein Mühlstein ausgegraben wurde, der allerdings zur Annahme des ehemaligen Vorhandenseins einer Mühle an jenem Orte aber nicht gleich eines ganzen Dorfes rechtfertigt. Es sollen sogar noch die Grenzen der ehemaligen Grundstücke sichtbar sein.

Diese Einwanderer kamen aber nicht aus Noth, sondern gerufen, aus Trieb nach Erwerb ins Land, sie ließen sich deshalb nicht bedingungslos nieder, sondern auf Grund eines Kontraktes („Deutsches Recht“) mit dem Landesherrn, sie wurden mit Privilegien ausgestattet. Frankstadt